

Das Leben neu erfinden : Notizen von einer Frauensolidaritätsreise nach Sarajewo und Mostar

Autor(en): **Traitler, Reinhild**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **94 (2000)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144254>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Leben neu erfinden

Notizen von einer Frauensolidaritätsreise nach Sarajewo und Mostar

Reinhild Traitler berichtet von einer Frauensolidaritätsreise, die im vergangenen April nach Sarajewo und Mostar führte. In Sarajewo besuchte sie u.a. das Frauenzentrum Zene Zenama, das sich für kriegstraumatisierte Frauen einsetzt. Die Reisenden haben eine Art «Lokalausweis von unten» genommen und darüber eindruckliche Geschichten geschrieben, die im Bericht der Autorin wiedergegeben werden. Die Widersprüche werden benannt: Auf keiner Seite gibt es nur Opfer oder nur Täter, es lebt Hoffnung trotz der Zerstörung, zukunftsweisende Projekte in Wirtschaft, Kultur und Religion kontrastieren mit Rechts- und Beamtenwillkür. Was wird daraus: eine funktionierende Zivilgesellschaft oder doch nur eine Klientelgesellschaft, wie die Autorin befürchtet? Red.

Menschenrechtsverletzungen auf allen Seiten

Wenige Tage nach meiner Rückkehr von Sarajewo legt mir unsere Boldern-Mitarbeiterin Liljana Suvajac, eine bosnische Serbin aus Banja Luka, ein englisches Dokument auf den Schreibtisch. Sie hat es, immer noch auf der Suche nach ihrem im September 1995 in der Nähe von Pajelnik verschwundenen Bruder Zoran, im Internet entdeckt. Es ist ein Bericht über die sogenannten *Mujaheddin Camps* in der Region von Zavidovici in der Rpublika Srpska, den das jugoslawische Komitee herausgegeben hat, das für die Zusammenstellung der Zeugenaussagen über Verbrechen gegen die Menschlichkeit verantwortlich ist. Die dort berichteten Brutalitäten sind furchtbar. Mujaheddin aus Pakistan, Saudi Arabien, der Türkei, dem Jemen und Algerien sollen sie verübt haben. Die Zeugen und Zeuginnen sind serbisch, wurden gefoltert, vergewaltigt und mussten den gewaltsamen Tod ihrer Angehörigen mitansehen. Beim Lesen ergreift mich ein so grosser Zorn, dass ich Herzklopfen kriege; dann aber auch Misstrauen. In meinem Hinterkopf gibt es ein Echo, das mich daran erinnert, dass Jugoslawien hier Beweise sammelt, dass

Serben nicht nur Aggressoren, sondern auch Opfer waren. Die internationale islamische Gemeinschaft hätte ihre Solidarität durch die Organisation brutalster Rückschläge bewiesen, ist die Botschaft dieses Berichts.

Tagelang habe ich das Dokument in meiner Aktentasche herumgetragen wie eine heisse Kartoffel, die ich nicht wegwerfen kann, denn da gibt es die Hinweise auf die Gruppen *verschleppter Personen*; und immer wieder Liljanas bange Frage: «Könnte Zoran einer von ihnen gewesen sein? Das Rote Kreuz hat uns verständigt, dass er in Pajelnik gefallen ist. Aber seine Leiche haben wir nie gesehen. Immer noch zünde ich zwei Kerzen an, eine für den toten Bruder und eine für den lebenden.»

Jetzt habe ich das Dokument noch einmal hervorgehoben und es mit dem gleichen Entsetzen gelesen wie das erste Mal, bloss mit weniger Misstrauen. Dass es *auf allen Seiten* schreckliche Menschenrechtsverletzungen gegeben hat, haben uns ja auch unsere Gastgeberinnen in Sarajewo bestätigt. Natürlich diskutierten sie auch, wer der Aggressor war, wer angefangen hat, wer ursprünglich schuld und wer im Stand der Unschuld ist, so als erteile das der Gewalt des Gegenschlags die Absolution.

«Mein Bruder war ein Pazifist», sagt Liljana, und auf eine ganz einfache Art zeigt sie mir, wie komplex die Situation war und ist und wie unzureichend simple Schuldzuschreibungen das beschreiben können. Die Menschen, die wir getroffen haben, empfanden sich alle als Opfer. Von Tätern wurde nicht geredet, nicht einmal geflüstert, schon gar nicht von einer möglichen eigenen Verstricktheit in die Tragödie. Das einzige Erklärungsmuster ist Aggression von aussen, die einzige Überlebensstrategie: «Vergessen!»

Lebensmut in einer zerstörten Stadt

Die Crossair fliegt in einer Stunde und fünfzehn Minuten von Zürich nach *Sarajewo*. Der Anflug auf die Stadt über unzählige Hügel, auf denen Feuerchen brennen, jedenfalls steigen da und dort dünne Rauchsäulen in die Luft, kommt mir vor wie der Flug über ein Land in Asien oder Afrika. Vielleicht wegen der Feuer. Oder weil die Charakteristika europäischer Grossstädte fehlen – Autobahnnetze, Überlandleitungen, endlose Vorstädte. Die Stadt liegt in einem Talkessel, von Bergen umgeben, von einem Flüsschen durchschnitten.

*Leb wohl, du stolzes Bosnien
und du, Stadt der Schönheit, Sarajewo
mit den alten Häusern und den Höfen
mit den teuren Müttern in den Häusern
und den schönen Mädchen in den Höfen
denn wir ziehen mit dem Heer des Kaisers*

Dieses alte bosnische Volkslied kommt mir in den Sinn: K. u. K. war *Bosnien-Herzegowina* zwar nur wenige Jahrzehnte, aber diese Vergangenheit ist in das österreichische Gedächtnis eingegraben, ohne dass man je mehr gewusst hätte über dieses Land oder diese Stadt, als dass hier im Sommer 1914 der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand einem politischen Attentat zum Opfer gefallen ist – eine Rechnung für die kurzsichtige, in die Vergangenheit gewandte Nationalitätenpolitik der Habsburger.

Dass Sarajewo eines der wenigen wirk-

lich *multireligiösen Zentren Europas* war, in dem Christen, Musliminnen und Juden die Kultur gestalteten, dass es dort eine lange Tradition eines *europäischen Islam* gab, dass die Lebenswirklichkeit während Jahrhunderten von einer Alltagstoleranz des «leben und leben lassen» geprägt war, habe ich erst später wahrgenommen. Als die Maschine tiefer zieht und die Stadt ausgebreitet vor uns liegt, frage ich mich, wo die Grenze zur Rpublika Srpska verläuft in diesem Staatengebilde Bosnien-Herzegowina, das aus einer Föderation zwischen bosnischen und kroatischen Teilen besteht, sowie der Rpublika Srpska, und in dem Menschen, die früher in allen Teilen zusammenlebten, nun hin- und hergeschoben werden, je nach ethnischer Zugehörigkeit.

Die Grenze zerschneidet die Vorstadt. Wo war die Front, wo der berüchtigte Tunnel, der während des Krieges die Verbindung zwischen den getrennten Stadtteilen Sarajewos aufrechterhielt? Von oben sieht alles friedlich aus und unversehrt. Man sieht nicht die *Minengürtel* um die Stadt. Drei Kinder werden in der Woche, die wir in Sarajewo verbringen, von Minen zerfetzt – das ist die herzerreissendste Nachricht. Fünfzehn Millionen Minen liegen noch in dem wunderschönen Land und werden manche Landstriche auf Generationen hinaus unzugänglich machen.

Wie wir später mit unseren Gastgeberinnen durch die Stadt fahren, ist die *Zerstörung* unübersehbar. Fast kein Haus ist verschont geblieben. Auch fünf Jahre nach dem Abkommen von *Dayton* hat sich die Wirtschaft noch nicht erholt, was sich vor allem im Zustand der Wohnungen zeigt. Wohnungen sind keine Prestigeobjekte, mit denen man Staat machen könnte, wie mit der Errichtung einer wuchtigen Moschee oder mit der Wiederherstellung einer berühmten Kirche.

Die Frauen vom *Frauenzentrum Zene Zenama* haben uns privat untergebracht. Immer wieder hören wir den Satz: «Wir haben alles überprüft, es ist sicher» – erst später beginnen wir zu verstehen, was es bedeutet, in diesem Land für die *Sicherheit*

von Besucherinnen Verantwortung zu übernehmen. Unsere Gastgeberinnen möchten, dass unser Besuch für uns alle eine gute Erfahrung wird. Was sie uns in dieser Woche zeigen wollen, ist nicht nur eine Momentaufnahme ihrer Lage als Frauen in einem Nachkriegsland. Sie gewähren uns auch einen Blick auf sich selbst. Mein erster Eindruck und mein letzter: Diese Frauen haben eine ungebrochene Vitalität, einen Lebensmut und auch – trotz aller Ratlosigkeit, die sich zwischendurch manchmal breitmacht – eine *Hoffnung auf das Leben*. Obwohl die Häuser zerschossen sind und die Stadt voller Friedhöfe, klingt das Wort «Zukunft» hier überzeugender als zu Hause, in unserem goldenen Käfig, in dem der Vogel Wunschlos sitzt, der bekanntlich nicht weit fliegt.

Rehabilitationsarbeit mit kriegstraumatisierten Frauen

Mit Zene Zenama haben wir schon seit Jahren Kontakt. Das Zentrum ist gleich nach dem Abkommen von Dayton von *Frauen in Schwarz* gegründet worden, übrigens mit Hilfe von Schweizerinnen. *Martha Schädelin* vom Ökumenischen Forum Christlicher Frauen in Europa und der damals noch bestehende bernische Verein für die Würde von Frauen und Kindern in Ex-Jugoslawien hätten – so die Legende – im November 1995 den Zene Zenama-Gründungsfrauen einen Scheck für die Rehabilitationsarbeit mit kriegstraumatisierten Frauen in die Hand gedrückt. Getroffen und vernetzt haben sich diese Frauen an den europäischen Frauensommerakademien auf Boldern, aber auch Martha Schädelin, die während der ganzen Kriegsjahre immer wieder Frauen in verschiedenen Teilen des früheren Jugoslawien besuchte, hat beständige Netze geknüpft.

Den feministisch-pazifistischen Ansatz der *Frauen in Schwarz* – der übrigens fest in einer Tradition der europäischen Frauenbewegungen der Jahrhundertwende um 1900 verankert ist – hat Zene Zenama behalten.

Das Zentrum ist in einer Privatwohnung

untergebracht. «An einem öffentlichen Ort wären die Frauen, die zu uns kommen, viel mehr Belästigungen ausgesetzt», erklärt mir die Juristin *Jadranka Milicevic* vom Leitungsteam von *Zene Zenama*. «Die Frauen kommen zu sogenannten psychosozialen Beratungen für traumatisierte Frauen. Da müssen wir absoluten Persönlichkeitsschutz garantieren, damit sich zu den Verletzungen des Krieges nicht noch die Diskriminierung der Opfer gesellt.» Etwa vierzig Aktivistinnen tragen die Arbeit, die von Counselingangeboten für Traumaopfer bis zur Lobbyarbeit und Rechtsberatung zu Frauen-Menschenrechtsfragen reicht, von Koordination praktischer einkommensschaffender Projekte bis zu Frauen- und Genderstudien.

Ingeborg Schultz, Co-Leiterin unserer Frauensolidaritätsreise, und ich selbst sind im Zentrum untergebracht, die fünfzehn Reisefrauen in Privatquartieren. Ich schlafe im Computerraum, der sich tagsüber in ein qualmiges Büro verwandelt. Die Frauen hierzulande sehen aus wie die schicken Emanzen der Zwanzigerjahre – die Zigarette scheint immer noch eine Art Unabhängigkeitssymbol zu sein, es wird viel geraucht. Die Wände sind voller Poster mit Parolen internationaler Frauensolidarität, *Beijing* und *Empowerment* spielen hier eine grosse Rolle und auch das Bewusstsein, mit Frauen aus aller Welt verbunden zu sein. Das ist eine praktische Ermächtigung, die sich sowohl in finanzieller Unterstützung wie in vielfältigen Kontakten zeigt – die sind unter Umständen ebenso wichtig!

Schön gerahmt entdecke ich an der Wand eine amerikanische Urkunde, die *Jadranka Milicevic* zu einer der «*Hundred Heroines of the World*» erklärt, weil sie in der Kriegs- und Nachkriegszeit die Versöhnungsarbeit zwischen den verfeindeten Ethnien nie aufgegeben hat. Am ersten Morgen bringt uns eine Frau frisches Brot. Sie stellt sich auf Schwedisch vor, was mir erst nach einigen Sekunden komisch vorkommt, schliesslich sind wir auf dem Balkan und nicht in Skandinavien. *Jasminska* war während des Krieges in Uppsala, und Schwedisch ist die

einzig Fremdsprache, die sie beherrscht. Sie hat Glück. Ich hole das seit meiner Lehrerinnenzeit in Lappland schon ziemlich rostig gewordene Schwedisch hervor und erfahre, dass die schwedische Frauenorganisation *Kvinna till Kvinna* Zene Zenama seit Jahren treu unterstützt. Übrigens, der alte, lila übermalte 2CV, der uns auf dem Flughafen erwartete, ist ein Geschenk holländischer Frauen; und die Computerausrüstung im Büro hat auch schon ein längeres Leben in diversen westeuropäischen Frauenorganisationen hinter sich!

Ziemlich früh am Morgen, ehe das Programm beginnt, trinken Ingeborg und ich bosnischen Kaffee auf dem Balkon, der so aussieht, als ob er gleich vom achten Stock ins Parterre rasseln würde. Überall Kriegsschäden. Ringsum die Häuser, in denen bewohnte Wohnungen hart neben leeren Fensterlöchern liegen. Dort gurren die Tauben und flattern manchmal rüber zur Wäsche, die auf dem Nachbarbalkon im Morgenwind trocknet. Wir lesen uns *Gedichte* vor, Morgengedanken, vielleicht ist es eine Art, mit den Widersprüchen umzugehen. Das Lyrische ist immer eine Verführung zur Harmonie, so als könnte man das, was nicht aufgeht, mit einem Versmass glätten, bändigen.

*Angekommen in Sarajewo
bei Jadranka*

*in dieser Stadt wo plötzlich Krieg war
und sie von den Hügeln schossen
und sie wollte es nicht glauben
und noch immer fassungslos darüber
zeigt sie uns die gedemütigte, gequälte
Stadt*

*die zerstörte Bibliothek
und den alten Teil von Sarajewo
wieder aufgebaut
den Bazar, Moscheen, Kirchen,
Synagogen*

*alles ganz nah beieinander
und über Nacht war Krieg
kaum ein Haus, das wirklich heil blieb
manche ganz zerstört
und die Menschen flanieren schön
zurechtgemacht
wie überall im Süden*

*und wir auch
obwohl wir frieren (Ingeborg Schultz)*

Geschichten von einem «Lokalauschein von unten»

Wir haben die Frauen gebeten, *Geschichten zu schreiben*, eine Art «Lokalauschein von unten» vorzunehmen. Wir logieren mitten im Leben von Frauen in dieser Stadt. Das ist übrigens auch ein kleiner Akt der Solidarität. Die Unterbringung im Privatquartier kostet 40,- DM pro Nacht, bei monatlichen Verdiensten um 300,- DM ist das ein bedeutender Zustupf zum Familienbudget. Geteilt wird aber mehr als bloss ein Zimmer der Wohnung. Wir sind zu Gast und werden auch so empfangen.

Zuhause bei Anika

Ein dunkles Treppenhaus mit seltsamen Gerüchen. Der Lichtschalter ist nur mit der Taschenlampe auffindbar. Die Wohnungstür öffnet sich von selbst, und uns strahlt Anikas breit lachendes Gesicht entgegen. Sie heisst uns willkommen mit Worten, die wir nicht verstehen, aber wir wissen, was sie meint. Sie bringt uns Pantöffelchen, sagt «Kafa» in einem fragenden Ton. Die Verständigung ist perfekt. Sie weist auf einen bequemen Sessel mit Spitzendeckeli und bringt ein kleines Tässchen mit starkem, süßem Kaffee. Eine Schale mit Früchten und eine mit Süßigkeiten stehen bereit. Wir sind daheim. Daheim in Sarajewo, daheim bei Anika.

Tage später führt sie uns durch die Wohnung. Im Kleiderschrank das Loch, wo das Geschoss weitergegangen ist. Der Krieg. Überall in der Wohnung waren Einschusslöcher. Nur sind die Wände jetzt alle frisch gestrichen. Die Schüsse kamen von Süden, wo die Feinde vom Hügel herab auf die Hausfassaden, Strassen und Plätze zielten, aber sie kamen auch von hinten, von der Hofseite her, wo die Einschlaglöcher noch nicht repariert sind. Von dort her wurde auch das Badezimmer beschädigt. Spuren sind noch an der Badewanne sichtbar. Und wo war Anika damals während der Belage-

zung von Sarajewo? Sie zeigt uns eine Ecke zuhinterst in der langgestreckten Küche, dort, wo es ganz dunkel ist. Da steht auch ihr Bett. Auch heute noch fühlt sie sich da am sichersten. (Antoinette Leisinger)

Katzenfutter im Krieg

Die Wohnung liegt im 13. Stock – fast unversehrt, erstaunlich, wenn ich vom Balkon auf die umliegenden Häuser schaue. Hier wohnen Mutter und Tochter und – eine Seltenheit in Sarajewo – eine sandfarbene Katzendame, siamesisch, beträchtlichen Alters. Sie residiert im Wohnzimmer und hat alle Vorrechte, die sich eine Katze im Laufe eines langen Lebens erobern kann: jeden zweiten Tag frisches Fleisch und einiges von den Tellern und viele Streicheleinheiten. «Was hast du ihr denn im Krieg zu essen gegeben? Wo hast du das Fleisch hergehabt?» kann ich mich nicht verkneifen zu fragen. «Fleisch? Das hat sie uns gebracht, nicht wir ihr! Wir haben sie auf den Balkon hinausgesperrt und wenn sie sehr hungrig war und Glück hatte, erwischte sie eine Taube, die auf dem Balkongeländer landete. Dann rannte Maja hinaus, jagte ihr die Taube ab, ich habe sie gerupft und ausgenommen, das war dann für die Katze, und die Taube haben wir am offenen Feuer auf dem Balkon gebraten.

(Susanne Kramer)

Leben und vergessen

Soldaten und Militärjeeps der SFOR an vielen Strassenecken. Im Kern der Altstadt, im historischen Basar um den Sebilbrunnen und die Moscheen pulsiert das Leben intensiv. Strassencafés, Schmuck- und Souvenir-läden, Fruchtstände. Auch Benetton und Gianni Versace haben hier ihre Boutiquen. Fröhliche junge Menschen geniessen das frühlinghafte Wetter. Moderne Schuhe, Minijupes, punkige Frisuren. Schminke und Handys benutzen auch junge Musliminnen mit traditionellem Kopftuch. Sogar einige Rollerblader gleiten auf holprigem Grund zwischen plaudernden Flanierenden. Die Menschen hier wollen leben und vermutlich auch vergessen.

(Maria Hauswirth)

Initiativen nach dem Vorbild der Grameenbanken

Wir sind jeden Tag von früh bis spät unterwegs, besuchen die verschiedenen Projekte und Zentren, mit denen Zene Zenama zusammenarbeitet. Etwa das Frauenprojekt *Zene za Zene*, das jenseits des grossen Sportstadions liegt, das im Krieg als Friedhof umgenutzt wurde. In einem kleinen Privathaus werden wir von zwei jungen, elegant gekleideten Frauen empfangen. Wir haben mittlerweile schon gelernt, dass die guten Kleider von Frauen für Frauen genäht werden, zum Beispiel in einem Nähzentrum in Srebrenica, und dass *Frisur und Make-Up* auch eine *Form des Widerstands* gegen Zerstörung und Unordnung sind.

«Zene za Zene finanziert individuelle Fraueninitiativen», steht in *Susanne Kramers* Protokoll von unserem Besuch. «Hier werden nach dem Vorbild der asiatischen Grameenbanken Kleinkredite an Frauen erteilt, die irgendeine ihrer Stärken und Kompetenzen zu existenzsichernden Tätigkeiten ausbauen wollen, aber keine Chance haben, bei einer Bank einen Kredit zu erhalten. Wer sich hier bewirbt, muss ein genaues Projekt samt Finanzplan vorlegen, denn es kann nur eine Starthilfe geleistet werden. Der Kredit muss zu einem bescheidenen Ansatz verzinst und innert zehn Monaten zurückgezahlt werden – dass dies weitgehend geschieht, gewährleisten begleitende Gruppen von sparenden Frauen in der Nachbarschaft. Zene za Zene arbeitet mit Frauen, die aus ihren Dörfern vertrieben wurden und mit wenig Ausbildung jetzt Flüchtlinge im eigenen Land sind, in diesem Stadtteil eine Wohnung oder ein Zimmer zugewiesen bekommen haben und nie wissen, wann die früheren Besitzer zurückkommen und sie vertreiben werden. In Ausbildungswerkstätten wird an traditionelle Frauenfertigkeiten angeknüpft, die im modernen Leben so gut wie ausgestorben sind. Eine Art Heimatwerk ist entstanden, dessen Produkte – Strick- und Stickarbeiten, Töpfereien und bemalte Möbel – im In- und Ausland verkauft werden.»

Erinnerungsarbeit und interreligiöse Projekte

Wie überall wird darauf geachtet, dass diese Möglichkeit Frauen *aller Ethnien* offensteht und dass damit öffentlicher Raum entsteht, in dem Menschen der verschiedenen ethnischen Gruppen wieder gemeinsam etwas unternehmen können. Es gibt Projekte, die sich ausschliesslich der Erinnerungsarbeit an gelungenes multikulturelles Zusammenleben «vor dem Krieg» widmen, etwa das *Kulturprojekt* der Organisation PROTEKTOR, das in Büchern und Filmen Geschichten vom gemeinsamen Leben einfängt:

*Ja, es stimmt man muss die Geschichten
der Hoffnung erzählen
die Liebesgeschichte zwischen Zoran und
Suada
die sagen es ist möglich
was ich weiss von dir ist wichtiger
als was sie mir erzählen von
deinesgleichen
ich mag unsere Vergangenheit
miteinander
und ich liebe die Hoffnung, die wir für die
Zukunft haben
die Kinder, die noch nicht geboren sind
Ja, man muss diese Geschichten erzählen
damit sie glaubbar werden.*

*Jenseits der Bilder
jenseits der einfachen Erklärungsmuster
die Erinnerung an den Geruch deiner
Haut
an den Mantel deines Lachens
hinreissend um meine Schultern gelegt.*

In einem *interreligiösen Projekt* arbeitet der frühere Studienleiter der evangelischen Akademie Meissen, *Christoph Ziemer*, zusammen mit seiner Frau *Ljubinka Petrovic* und mit muslimischen, christlichen und jüdischen Bosnierinnen und Bosniern an Möglichkeiten der Versöhnung. «Früher haben wir zusammengelebt, jetzt brauchen wir interreligiöse Programme», bemerkt *Azra Cerić*, die Frau des Rais von Bosnien-Herzegowina lachend, aber hinter dem La-

chen spüre ich die leise Bitterkeit und Trauer über das, was verloren gegangen ist im Krieg.

«*Abraham*» heisst das Projekt, in Erinnerung an den Stammvater der drei monotheistischen Religionen, in Zürich hätten wir Sarah und Hagar eingemahnt, im hiesigen Kontext begreifen wir die schwierige Aufgabe, die sich das Projekt gestellt hat, und wollen sie nicht noch schwieriger machen. Es geht um Annäherungen nach den schrecklichen Verletzungen des Krieges. Manchmal beginnt das mit dem gemeinsamen Saubermachen eines geschändeten Friedhofs oder mit der gegenseitigen Einladung zu einem Fest.

*«In unserem Kalender sind alle wichtigen religiösen Feste eingezeichnet und wir erzählen uns gegenseitig, was diese Feste für unser Leben bedeuten», berichtet Ljubinka Petrovic-Ziemer bei unserem Treffen mit Vertreterinnen der katholischen, serbisch-orthodoxen, muslimischen und jüdischen Gemeinschaften von Sarajewo. «Manchmal machen wir auch gemeinsam einen Pilgerweg und besuchen die heiligen Stätten unserer Glaubensgemeinschaften in Bosnien und Herzegowina. Wenn wir an einen schönen Ort kommen, dann freuen wir uns, wenn wir aber vor einer zerstörten Kirche, Synagoge oder Moschee stehen, dann weinen wir gemeinsam.»
(Doris Wintterlin)*

Strukturelle Hindernisse für das Zusammenleben

Für das Zusammenleben der Ethnien gibt es nach wie vor schwere strukturelle Hindernisse. Wer Arbeit bekommt oder eine Wohnung, einen Identitätsausweis oder den Wiederanschluss von Wasser, Elektrizität oder Telefon, das hängt von *Rechts- und Beamtenwillkür* ab, der die Menschen, je nach Zugehörigkeit zu Ethnie oder politischer Ausrichtung im Alltag, immer noch ausgeliefert sind. Der *Aktionsplan für das Jahr 2000* des intergouvernementalen Zentrums für Menschenrechte, den ich mir auf dem Internet besorgt habe,

nennt diese scheinbar banalen Alltagsforderungen als Priorität der Menschenrechtspolitik und zeigt damit, wie sehr die Lebensbedingungen noch im Argen liegen und wie wenig es gelungen ist, eine tragfähige Wirtschaft aufzubauen. Denn viele Menschen leben von und mit Projekten, die die 1300 Nichtregierungsorganisationen aus aller Herren Länder, darunter viele US-amerikanische, hier betreiben.

Ob daraus eine *funktionierende Zivilgesellschaft* entstehen kann, wage ich zu bezweifeln. Vielmehr besteht zumindest die Gefahr, dass eine Klientelgesellschaft entsteht, deren Loyalitäten und Abhängigkeiten an die diversen Geldgeber gebunden sind. Viele der Aktivitäten, die wir gesehen und auch ehrlich bewundert haben, sind vollumfänglich auf ausländisches Geld angewiesen und haben vielleicht auch – in Anbetracht der Tatsache, dass dieses Geld noch fließt – mit zu grosser Kelle angerührt. Immer wieder erinnere ich mich an das, was *Gret Haller*, damals noch Ombudsfrau für Menschenrechtsfragen, schon an der Europäischen Frauensommerakademie 1997 zur Situation in Bosnien-Herzegowina postulierte: «Es braucht nicht nur die Zivilgesellschaft, sondern aktive und engagierte Citoyens und Citoyennes. Die politischen Probleme sind nicht nach dem Muster der amerikanischen Zivilgesellschaft zu lösen.»

So viele Gesichter. So viele Begegnun-

gen. Palmsonntag fliegen wir zurück. Noch einmal sitzen Ingeborg und ich an diesem Sonntagmorgen auf dem Balkon. Im Blau des frühen Tages blitzen die Dächer und Minarette von den nahen Hügeln.

*Ich weiss nicht, ob es in diesem Land
schon Ostern geben kann
zu viele Kreuzigungen täglich
Jede Hoffnung lebt von den Erinnerungen
an das Paradies
jeder erste Satz heisst vor dem Krieg
und jeder zweite es war einmal.*

*In der Nacht ehe die Freundschaft
zerbrach
ehe die Liebsten Feinde wurden
Nahm er das Brot
dankte und teilte es
und sie assen die Fladen und das Fleisch
und den Salat mit dem Schafskäse, sie
tranken den Wein.
Das machen wir hier jeden Tag
wir essen, damit die Freundschaft nicht
zerbricht
wir trinken Kaffee, damit das
Miteinanderreden
nicht aufhört.
Wir lachen, damit wir die andere Seite
nicht vergessen
das Unzerstörte in allem Zerstörten
Und unsere Möglichkeit göttlich zu
handeln
menschlich zu sein. (Reinhild Traitler)*

Am schwersten wiegt die neue Akzeptanz der These, dass Kriege tauglich wären, Frieden zu erzwingen, und dass wir fortan gegen Krisen aller Art gefeit sein müssten... Die «Krisen» bestehen in der baldigen Knappheit an Rohstoffen in der Dritten Welt, in dem möglichen Zusammenbruch von heute noch lukrativen Absatzmärkten und Handelsrouten sowie in den Folgen ökologischer Katastrophen – keine einzige dieser Krisen lässt eine militärische Lösung zu. Im Gegenteil.

(Eugen Drewermann, Die Lügen vom humanitären Krieg, Publik-Forum, 7/2000)
